

der zuvor so strengen Grenzen von Sex und Gender die Sportkultur erreichte und Transsexuelle begannen, wahlweise in den Wettkämpfen für Männer oder Frauen aufzutreten (189). Hierbei kam es erstmals seit Jahrzehnten zu einer Parallelentwicklung der Diskurse und Debatten in natur- und sozialwissenschaftlicher Forschung sowie der Öffentlichkeit.

Negativ ist zu bemerken, dass die Autorinnen Forschungsliteratur und historische Ereignisse außerhalb der USA so gut wie nicht zur Kenntnis nehmen. Dies zeigt sich insbesondere bei der Schilderung der Wissenschaftsgeschichte der Hormone: Eugen Steinach kommt nicht vor, Adolf Butenandt und sein Team an Endokrinologen sowie die Firma Schering scheinen nie existiert zu haben. Die zentrale Rolle der Hormonforschung bei der Konstruktion von Sex und Gender seit den 1950er Jahren wird auf wenigen Seiten abgehandelt, die Namen John Money und Milton Diamond werden nicht einmal erwähnt, von Günter Dörner gar nicht zu reden. Auch Judith Butler ist unbekannt, Donna Haraway wird einmal genannt (206). Die Humanexperimente zur Steigerung des Potentials von Soldaten seit den 1940er Jahren sucht man im vorliegenden Buch vergebens. Nachteilig für die Lektüre wirkt sich das Fehlen eines Literaturverzeichnisses aus.

Im Ganzen handelt es sich bei der Studie um eine eindimensionale Schilderung einer komplexen Geschichte.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)



Haerdle, Stephanie, *Spritzen. Geschichte der weiblichen Ejakulation*, Edition Nautilus, Hamburg 2019, 288 S., br., 18,00 €

Die „Femmes Fontaines“ waren lange ein Rätsel für Ärzte, Therapeuten, Theologen und viele Frauen selbst. Gab es überhaupt ein weibliches Äquivalent zur männlichen

Ejakulation? Doch blickt man über den Tellerrand des Abendlandes hinaus, so wird rasch deutlich, dass in anderen Kulturen über dieses Thema lange Zeit sehr viel freimütiger diskutiert wurde als im Westen. Die in Berlin lebende Kulturwissenschaftlerin Stephanie Haerdle entwirft in sechs Kapiteln, denen eine Einleitung und ein umfangreicher bibliographischer Apparat, jedoch leider kein Register, beigeordnet sind, die Geschichte eines lange tabuisierten und heute vielfach selbstverständlichen Teiles des weiblichen Sexuallebens.

Dazu war jedoch in der auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität pochenden westlichen Medizin erst einmal eine korrekte anatomische Darstellung des weiblichen Unterleibes erforderlich, die im Kontext der Einführung bildgebender Verfahren und des Abbaus von Vorurteilen ab den 1970er Jahren Gestalt annahm (15). In China oder Indien jedoch standen die empirisch lustvoll gewonnenen Erkenntnisse im Mittelpunkt. Männliche Autoren entwarfen Konzeptionen, wie sowohl Frauen als auch ihre Partner sexuellen Genuss nicht nur psychisch empfinden konnten, sondern auch einen fassbaren Beweis hierfür lieferten – die Ejakulation. Während chinesische Autoren diese Genüsse im Kontext einer zuvor nach strengen Vorgaben eingegangenen Ehe erlebbar machen wollten, zögerten indische Ratgeber nicht, dies auch Prostituierten oder Liebchaften zu gewähren (41).

Detailliert benennt Haerdle die zeitgenössischen Begriffe und nutzt für deren Übersetzung und Einordnung die in der Forschung als angemessen eingestuft Formen. So wird deutlich, dass lange vor MRT und Röntgenstrahlen der Bereich, den man heute „G-Punkt“ nennt, antiken und mittelalterlichen Autoren in Asien bekannt gewesen sein könnte, wie die Münchner Indologin Renate Syed 1999 bemerkte (47). Ihre männlichen Kollegen in den Jahrzehnten zuvor hatten dies offenbar übersehen.

Haerdle arbeitet sich anschließend durch die aristotelische Samenlehre, antike Texte und ihre Tradierung im christlichen Mittelalter. Ab der Frühen Neuzeit waren es dann Ärzte wie Realdo Colombo (1516–1559), die in der Klitoris die zentrale Stelle für die weibliche Lustempfindung lokalisierten (65). Der Orgasmus bzw. die seine Existenz anzeigende Ejakulation erschienen in Zeiten der Säftelehre häufig positiv konnotiert. Denn nur wenn die Frau beim Sex befriedigt würde, könnten die inneren Organe wie die Gebärmutter sich frei entfalten und die Stauung bedingenden Säfte zirkulieren. Die arabische Medizin lieferte ein umfangreiches pharmakologisches Repertoire, um das Erreichen dieses Zustandes zu begünstigen (75).

In der Frühen Neuzeit jedoch wird die weibliche Ejakulation alsbald in ein negatives Licht gerückt, gilt sie doch gerade im Kontext der nun als besonders schädlich geltenden Masturbation als Nachweis unsittlichen Verhaltens. Zugleich liefert die vergleichende Anatomie immer mehr

Erkenntnisse darüber, wie sehr sich die inneren Organe von Männern und Frauen unterscheiden. Infolgedessen stünden Frauen keinesfalls – wie zuvor im Kontext der antiken Säftelehre – sexuelle Gefühle zu, die auch der Mann empfand. In der zeitgenössischen pornographischen Literatur jedoch spielte die weibliche Ejakulation weiterhin eine wichtige Rolle (96f).

Da die Existenz der weiblichen Ejakulation sich jedoch nicht leugnen ließ, begannen Ärzte im 19. Jh. zwischen der ungesteuerten und somit krankhaften Pollution/Masturbation und dem geregelten sexuellen Genuss zu unterscheiden (105). Die Zusammensetzung des Ejakulats stimulierte absurde Theorien, z.B. ob die Natur hier eine Art Pfropfen angelegt habe, um dann die Zeugung im exakt richtigen Moment zu ermöglichen.

Eine Betrachtung der weiblichen Sexualität abseits der Erzielung von Nachwuchs war für Ärzte vor 1945 schwer vorstellbar. Erst die praktische Nachüberprüfung der Thesen Gräfenbergs, die Forschungen von Masters/Johnson und eine transkulturelle Betrachtung des weiblichen Sexuallebens ebneten westlichen Gelehrten neue Denkwege. Parallel entwickelte Untersuchungsmethoden erleichterten die Neuorientierung. Während die weibliche Ejakulation zum Thema in der Performance-Art wurde (Annie Sprinkle), blieb, wie die Autorin kritisch anmerkt, die feministische Frauenbewegung zu dieser Thematik auffallend schweigsam.

Negativ ist zu bemerken, dass die Analyse der Verhältnisse in China, Indien und der europäischen Vormoderne vielfach voluntaristisch geraten ist. So änderte sich die Einstellung asiatischer Gelehrter bezüglich des Sexuallebens immer wieder, je nachdem ob die Theorien gerade in den Kontext staatlicher Maßnahmen passten. Auch entgeht der Autorin, dass der entscheidende Unterschied zwischen historischen Einlassungen und der heutigen Realität in der Zugänglichkeit der Informationen bestand. Freier Sex der Bauern und Arbeiter war im kaiserlichen China, den Machtzentren Indiens oder im mittelalterlichen Europa niemals vorgesehen, die Kontrolle des eigenen Körpers stand allenfalls einer kleinen Elite fallweise zu. Die fragwürdige Uminterpretation historischer indischer Quellentexte zu Yoga und Tantra im Kontext ihrer kulturellen Amalgamierung im Westen wird im Rahmen der historischen Schilderung (51) nicht einmal gestreift und stattdessen erst ab Seite 204 kurz angerissen, ohne jedoch herauszustellen, welche Texte in welchem Zusammenhang wie neu interpretiert wurden. Der zentrale Einfluss der Religion auf alle unterleibsspezifischen Konzeptionen von China bis nach Europa wird nicht genügend beschrieben. Hinsichtlich der Medizin des späten 19. und frühen 20. Jh. konzentriert sich die Autorin einseitig auf deutschsprachige Autoren und lässt die erheblich weniger stringent argumentierende französische oder italienische Medizin unbeachtet.

Doch hätte eine solche umfangreiche Auseinandersetzung mit historischen Ereignissen, Entwicklungen und Widersprüchen den Rahmen des vom Verlag als „lustvolle Reise“ beworbenen Buches wohl gesprengt. Es handelt sich um eine flott geschriebene, mit vielen der Autorin gerade ins Konzept passenden Quellentexten angereicherte Darstellung, die populärwissenschaftlichen Ansprüchen voll genügt. Es wäre dem Thema und dem Buch zu wünschen, wenn nicht nur Frauen, sondern auch Männer sich hierfür interessieren wollten.

Florian G. Mildenerger (Stuttgart)



Kühn, Maria, *Ver-rückte Normalitäten. Orientierungsversuche in Spannungsfeldern von Behinderung und geschlechtlich-sexueller Vielfalt*, Unipress Verlag, Merseburg 2019, 116 S., kt., 13,10 €

Die Sexualwissenschaft entstand in einer Zeit, in der die strikte Normierung von Gesundheit und Krankheit als modern galt. Anstelle fließender Übergänge und diffuser Grenzverläufe musste es klare Trennungen geben – was Hirschfeld mit seinen „Zwischenstufen“ teilweise unterließ. Doch das Konzept der Zwischenstufen war zugunsten eindeutiger Termini längst aufgegeben. Auch „Queer“, in den 1980er Jahren einst als neues ‚in-between‘ gestartet, ist schon lange eine gewöhnliche Kategorie geworden. Neue Impulse für die angewandte Sexualwissenschaft wurden in den letzten Jahren hierzulande durch den entsprechenden Studiengang an der FH Merseburg („Nahtstelle zwischen Theorie und Praxis“) versprochen.

Das vorliegende Buch basiert auf einer Merseburger Masterarbeit. Es ist in drei Hauptkapitel gegliedert, denen eine Einleitung und ein Literaturverzeichnis beigeordnet